

Domprediger Stefan Scholpp

Dritter Sonntag nach Epiphania, 25. Januar 2026, 10 Uhr

Wer gehört dazu?

Predigt zu Apostelgeschichte 10, 21-35

²¹ Petrus sprach zu den Männern, die von Kornelius zu ihm gesandt waren: Siehe, ich bin 's, den ihr sucht; aus welchem Grund seid ihr hier? ²² Sie aber sprachen: Der Hauptmann Kornelius, ein frommer und gottesfürchtiger Mann mit gutem Ruf bei dem ganzen Volk der Juden, hat einen Befehl empfangen von einem heiligen Engel, dass er dich sollte holen lassen in sein Haus und hören, was du zu sagen hast. ²³ Da rief er sie herein und beherbergte sie. Am nächsten Tag machte er sich auf und zog mit ihnen, und einige Brüder aus Joppe gingen mit ihm. ²⁴ Und am folgenden Tag kam er nach Cäsarea. Kornelius aber wartete auf sie und hatte seine Verwandten und nächsten Freunde zusammengerufen. ²⁵ Und als Petrus hereinkam, ging ihm Kornelius entgegen und fiel ihm zu Füßen und betete ihn an. ²⁶ Petrus aber richtete ihn auf und sprach: Steh auf, auch ich bin ein Mensch. ²⁷ Und während er mit ihm redete, ging er hinein und fand viele, die zusammengekommen waren. ²⁸ Und er sprach zu ihnen: Ihr wisst, dass es einem jüdischen Mann nicht erlaubt ist, mit einem Fremden umzugehen oder zu ihm zu kommen; aber Gott hat mir gezeigt, dass ich keinen Menschen gemein oder unrein nennen soll. ²⁹ Darum habe ich mich nicht geweigert zu kommen, als ich geholt wurde. So frage ich euch nun, warum ihr mich habt holen lassen. ³⁰ Kornelius sprach: Vor vier Tagen um diese Zeit betete ich um die neunte Stunde in meinem Hause. Und siehe, da stand ein Mann vor mir in einem leuchtenden Gewand ³¹ und sprach: Kornelius, dein Gebet ist erhört und deiner Almosen ist gedacht worden vor Gott. ³² So sende nun nach Joppe und lass herrufen Simon mit dem Beinamen Petrus, der zu Gast ist im Hause des Gerbers Simon am Meer. ³³ Da sandte ich sofort zu dir; und du hast recht getan, dass du gekommen bist. Nun sind wir alle hier vor Gott zugegen, um alles zu hören, was dir vom Herrn befohlen ist. ³⁴ Petrus aber tat seinen Mund auf und sprach: Nun erfahre ich in Wahrheit, dass Gott die Person nicht ansieht; ³⁵ sondern in jedem Volk, wer ihn fürchtet und Recht tut, der ist ihm angenehm.

I

Es gibt Geschichten, die funktionieren als Geschichte gut. Der *Herr der Ringe* zum Beispiel. Er beginnt in einer Welt, die in Ordnung ist, vorhersehbar, Sicherheit bietet. Aber eine kleine Instabilität zeigt: Die Welt ist in Gefahr. Und der Protagonist, die Protagonistin erhält die Aufgabe, die Ordnung dieser Welt zu retten. Auch wenn er oder sie zunächst nicht will, sich nicht bereit fühlt! Aber dann, oft durch einen Mentor oder eine Mentorin, überschreitet der Held eine erste Schwelle, und die Reise geht los. Er findet Freude und trifft Feinde. Nach Bewährungsproben und womöglich dem Absturz in die tiefste Tiefe gelingt schließlich das Lösen der Aufgabe. Gereift, verändert kehrt der Held in seine Welt zurück. Aber durch die Ereignisse, von denen die Geschichte erzählt hat, ist ihre Welt nicht mehr dieselbe. Sie ist verändert, verwandelt, geheilt.

Dieses Erzählschema nennt man in der Literaturwissenschaft „Die Heldenreise“. Es scheint typische menschliche Erwartungen zu bedienen, Verstehensmuster zu erfüllen. Ein Liebesroman von Rosamunde Pilcher folgt genauso diesem Schema wie ein Miss-Marple-Krimi von Agatha Christie.

Auch manche biblische Geschichte folgt diesem Erzählschema. Zum Beispiel das Gleichnis vom verlorenen Sohn. Oder auch – ja, natürlich! – das Evangelium nach Matthäus. Große und kleine Geschichten des Alten und Neuen Testaments faszinieren mich immer wieder auch deshalb, weil sie einfach – gute Geschichten sind.

II

Und dann gibt es Geschichten, die funktionieren *als Geschichte* nicht besonders gut. Mit Franz Kafkas „Vor dem Gesetz“ geht es mir immer wieder so, mit schlechten Lokal-Krimis, mit Geschichten voller blasser, oberflächlicher Figuren, vorhersehbaren Handlungen und klischeehaften Erzählabsichten. Schlechte Geschichten entwickeln keine Dynamik, ihre Figuren sind nicht lebendig, man nimmt nicht Anteil an ihrem Ergehen, und – wenn sie längere Geschichten sind – lese ich sie selten zu Ende. Die Geschichte von Petrus und Kornelius, die uns heute als Predigttext dient, habe ich immer als in diesem Sinn schlechte Geschichte empfunden. In ermüdender Langatmigkeit füllt sie das Ganze, einundzwanzigste Kapitel der Apostelgeschichte.

Kornelius, ein Kommandeur der römischen Besatzungstruppen in Cäsarea, gleichwohl interessiert am Judentum und seinen Lehren, betet in seinem Haus und erlebt ziemlich unvermittelt die Erscheinung eines Engels, der ihm befiehlt, nach einem ihm bisher unbekannten Mann namens Petrus zu schicken, um von ihm Antwort auf eine Frage zu bekommen, von der Kornelius gar nicht weiß, wie diese Frage lautet, was er aber dennoch sofort tut. Szenenwechsel. Petrus ist zu Gast in Joppe und betet auch. Und auch er erlebt eine Vision: Ein Tuch senkt sich vom Himmel herab, eine Art Picknickkorb mit reinen und unreinen Tieren. Eine Stimme befiehlt: „Schlachte und iss!“ Petrus kann das nicht tun, er fühlt sich immer noch den Speisevorschriften der Torah verpflichtet. Die Stimme sagt: „Was Gott rein gemacht hat, nenne du nicht unrein!“ Immerhin. Bei Petrus scheint sich eine Veränderung anzubahnen.

Inzwischen kommt die Delegation von Kornelius bei Petrus an. Der Erzähler braucht eine zweite Vision, damit Petrus die Gäste überhaupt empfängt, denn schon häusliche Gemeinschaft von Juden und Heiden widerspricht den strengen Regeln der Kaschrut. Kornelius' Leute erzählen vom Befehl des Engels, Petrus holen zu lassen, woraufhin Petrus sich entschließt, die Heiden zu beherbergen. Und hier könnte die Geschichte schon zu Ende sein, weil nichts Entscheidendes mehr passiert. Aber Petrus folgt den Leuten des Kornelius nach Cäsarea, wo ihm wieder die Vision des Kornelius erzählt wird, dem Leser nun zum dritten Mal. Und jetzt dämmert es dem Petrus. Die Frage, die Kornelius nicht gestellt hat, bekommt ihre Form: Sieht Gott die Person an, ihre Herkunft, ihre Zugehörigkeit zum Volk der Juden? Und die Antwort heißt: Nein! Sondern in jedem Volk, wer Gott fürchtet und Recht tut, der ist ihm angenehm. Worauf Petrus eine seiner länglichen Predigten hält, die Sendung und das Geschick Jesu resümiert, und Kornelius und sein Haus lassen sich taufen. So weit, so – fragwürdig.

III

Ja, es gibt auch in der Bibel langweilige, schlecht erzählte Geschichten. Die Geschichte vom Hauptmann Kornelius und seiner Bekehrung gehörte für mich immer dazu. Aber die Frage, die ihr zugrunde liegt, die Frage, die sie beantworten will, kann in ihrer Bedeutung für die frühe Kirche und für unsere Kirche heute kaum überschätzt werden. Die Frage lautet: An wen ist die Kirche gewiesen? Wer kann dazugehören? Nur die Juden? Oder auch die Nicht-Juden, die Heiden? Die Antwort ist uns nach 2000 Jahren Christentumsgeschichte so vertraut, dass sich uns die Frage schon lange nicht mehr stellt. Die Botschaft von Jesus Christus, seiner Zuwendung zu den Ausgegrenzten und Verlorenen, seiner Hinrichtung und seiner Auferstehung: die Botschaft der Kirche richtet sich an alle Völker. Jeder kann dazugehören. Alle gehören dazu. Alle gehören an Gottes Tisch: Von Osten und von Westen, von Norden und von Süden werden sie kommen und Platz nehmen im Reich Gottes.

Diese Antwort war die Voraussetzung für die Missionstätigkeit des Paulus; dafür, dass das Christentum sich als Weltreligion etablieren konnte. Der Wunsch des Kornelius, dazuzugehören, wird dabei vorausgesetzt. Der Wunsch der Heiden, am Tisch des Reiches Gottes einen Platz zu haben, bleibt sich gleich. Was sich jedoch ändert – in der Geschichte vom Hauptmann Kornelius durch fragwürdige Visionen, in der Geschichte der frühen Kirche durch heftigen Streit zwischen Petrus und Paulus, durch das Nachdenken der Apostel, durch Gebet und durch so manchen Sinneswandel befördert und durch Synodalbeschlüsse festgestellt – ist das Selbstverständnis der Christinnen und Christen. Unsere Mission, unsere Sendung richtet sich an alle. Nicht nur an die, die schon dazugehören. Nicht nur an die, die schon so glauben wie wir. Nicht nur an die, mit denen wir geselligen Umgang pflegen, nicht nur an die, die uns vertrauenswürdig vorkommen. Unsere Sendung richtet sich gerade an die, die noch nicht dazugehören. Die noch auf dem Weg sind und suchen. Die Fragen haben an die Welt und ans Leben, die sie womöglich selbst noch nicht einmal kennen. Die ausgegrenzt sind, uns fremd, andere politische und weltanschauliche Überzeugungen pflegen. Wir sind an die gesandt, mit denen in Kontakt zu kommen nicht so einfach ist. Zu denen wir Schwellen überschreiten müssen. Weil sie dazugehören sollen und schon dazugehören.

IV

Ich glaube, diese Antwort ist heute wichtiger denn je. Unsere Welt bewegt sich auf abschüssigem Pfad. Im Großen und im Kleinen scheint der Weg dahin zu gehen, alte Grenzziehungen zu verstärken und neue Grenzen aufzubauen. In den USA machen ICE-Agenten Jagd auf Menschen ohne Aufenthaltstitel. Auf offener Straße werden Menschen verschleppt und interniert, ohne ordentliches Verfahren, ohne Rechtsschutz, einfach weil sie anders aussehen. „Wir“ gegen „die“ – das ist das Motto, mit dem auch im Deutschland der 1930er und 1940er Jahre Jagd auf Jüdinnen und Juden, Sinti und Roma, Kommunisten und Sozialisten, Schwule und Lesben, Behinderte und Obdachlose und jeden und jede gemacht wurde, von denen das Regime behauptete, sie würden nicht dazugehören. Wer trotzdem glaubte dazuzugehören, dem machten die Nürnberger Rassegesetze einen Strich durch die Rechnung oder einfach das Hämmern der Gestapo an die Wohnungstüre nachts um halb vier.

Wenn wir heute Abend im Gottesdienst hier im Berliner Dom und am Mittwoch der Deutsche Bundestag im Reichstagsgebäude an die Opfer der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft erinnern, dann wissen wir als Christinnen und Christen: An die, die zu Außenseitern stilisiert wurden und werden, die zu Opfern tyrannischer oder oligarchischer Herrschaft gemacht wurden und werden, an die Gedeimütigten, Gehetzten, Geschundenen sind wir gewiesen. Weil sie dazugehören.

Auf den Dahlemer Pfarrer Martin Niemöller gehen Worte zurück, die die Dynamik des Nicht-Dazugehörens allzu deutlich machen.

Als die Nazis die Kommunisten holten, habe ich geschwiegen, ich war ja kein Kommunist.

Als sie die Gewerkschafter holten, habe ich geschwiegen, ich war ja kein Gewerkschafter.

Als sie die Juden holten, habe ich geschwiegen, ich war ja kein Jude.

Als sie mich holten, gab es keinen mehr, der protestieren konnte.

Und Niemöller fügt in einem Interview 1976 selbstkritisch hinzu: „Wir haben uns [1938, StS] noch nicht verpflichtet gesehen, für Leute außerhalb der Kirche irgendetwas zu sagen, das war damals noch nicht Mode, und so weit waren wir noch nicht, dass wir uns für unser Volk verantwortlich wussten.“¹

Heute würde ich sagen: die Kirche ist nicht nur für „unser“ Volk verantwortlich. Die Kirche aus allen Völkern ist für alle Völker verantwortlich. Und sie muss für alle eintreten, denen Unrecht getan wird. Jederzeit. Denn Gott hat uns gezeigt, dass wir keinen Menschen gemein oder unrein nennen sollen.

¹ Zitiert nach <https://martin-niemoeller-stiftung.de/martin-niemoeller/was-sagte-niemoeller-wirklich#more-212>; zuletzt abgerufen am 20.01.2026